



400 Unterschriften gegen jede falsche Lehre

Die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz
im Spiegel der Erklärung
«Die Liebe hat den langen Atem»

Paul Bernhard Rothen





© Stiftung Bruder Klaus, Zweisimmen BE, 2019

www.stiftungbruderklaus.ch

info@stiftungbruderklaus.ch

Umseitiges Bild:

Markus und Paulus. Ausschnitt aus dem Vermächtnis Albrecht Dürers an seine Vaterstadt Nürnberg, 1526, mit der Bildunterschrift Markus 12,30–40 und 2. Timotheus 3, 1–7.

Copyright: bpk | Bayerische Gemäldesammlungen

Inhalt

400 gegen 200 Unterschriften	1
Der Wortlaut:	
Die Liebe hat den langen Atem. Eine Replik	2
Ein kategorialer Gedankenfehler	4
Fundamentalistischer Biblizismus: Verzicht auf den Kontext	5
Das Bibelwort als Dekor	6
Gesinnungsethik	7
«Allein die Liebe»:	
Die bürgerliche Zweisamkeit als Mass des Christlichen	9
Von der Kirche zum religiösen Dienstleistungsbetrieb	11
Kirchenkämpferisches Pathos	12
Die einzig richtige Erkenntnis	13
Der Anspruch der Macht	14
«Ihr werdet wissen»: Die Versuchung	17
«Eine solche Kirche kann man nicht leiten»	18
Ein Geburtstagsgruss	
an die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz	20
Der breite Weg einer taktischen Toleranz	21
Der schmale Weg der geduldigen Liebe	22
Die Kirche verwalten	23
Zurück zum Glauben und zur Hoffnung	26

400 gegen 200 Unterschriften

Im Herbst 2019 haben gut zweihundert Pfarrerrinnen und Pfarrer eine Erklärung unterzeichnet, mit der sie sich gegen die Einführung der «Ehe für alle» in der Kirche wenden. Ihr Text und die Namen der Unterzeichnenden finden sich im Internet («Habt ihr nicht gelesen...», www.mt194.ch).

Ich habe diese Erklärung nicht unterschrieben. Sie liest aus der Bibel ein «christliches Eheverständnis» heraus, das die Bibel selber so nicht bietet. Zwar sind vereinfachende Lehraussagen zu vielen biblischen Themen nötig, möglich und erlaubt. Doch gerade in dem, was die Bibel zur Gemeinschaft von Mann und Frau sagt, umhüllen ihre Worte ein Geheimnis, das sich nicht fassen lassen will in einem vereinheitlichenden Verständnis. Was wir «Ehe» nennen, ist eine Realität, die uns Menschen unser Leben lang begleitet, trägt, mit Sehnsüchten begabt und mit dunklen Ängsten erfüllt – bis endlich «die Hochzeit des Lammes gekommen ist» (Offenbarung 19,7). Die Gefahr ist gross, dass diese Wirklichkeit klein gemacht und dass ihr Geheimnis aufgelöst wird, wenn aus der Bibel ein «christliches Eheverständnis» herausgelesen wird.

Nun haben 400 Pfarrerrinnen und Pfarrer, Theologieprofessoren und Theologiestudierende eine Erklärung gegen diese Erklärung der 200 unterzeichnet. Sie trägt als Titel ein Wort aus dem Hohelied der Liebe des Apostels Paulus im 1. Korintherbrief: «Die Liebe hat den langen Atem». Ihr Text und die Namen der Unterzeichnenden sind im Internet nicht ganz so einfach zu finden. Mit etwas Mühe gelangt man aber doch zu einer PDF-Datei mit dem Wortlaut und der vollzähligen Liste aller Unterschriften. Sie findet sich nun leichter zugänglich auf der Webseite des Evangelisch-theologischen Pfarrvereins (evangelischerpfarrverein.ch).

Diese Erklärung ist nun nicht nur zu einfach. Sie dokumentiert vielmehr im Namen der Liebe ein liebloses Zerrbild der Gegner, indem sie diesen einen Absolutheitsanspruch unterstellt, den nicht diese, sondern sie selber erhebt. Damit bringt sie das Geheimnis des Evangeliums nicht nur in Gefahr (wie mir das bei der Erklärung der 200 der Fall zu sein scheint). Vielmehr opfert sie dieses Geheimnis auf der Schlachtbank einer simplen, selbstgerechten Idee. Vor allem im Umgang mit dem Bibelwort manifestiert sie eine vereinnahmende Respektlosigkeit. So steht sie für den Abschied vom ernsthaften theologischen Schaffen und von der amtskirchlich verant-

wortungsvollen Tätigkeit. – Die nachfolgende Kritik möchte nachzeichnen, wie das geschieht. Deshalb soll hier zunächst der volle Wortlaut dieser Erklärung festgehalten sein.

Der Wortlaut

Die Liebe hat den langen Atem

Eine Replik auf die Schrift «Habt ihr nicht gelesen...»

4 Die Liebe hat den langen Atem, gütig ist die Liebe, sie eifert nicht. Die Liebe prahlt nicht, sie bläht sich nicht auf,

5 sie ist nicht taktlos, sie sucht nicht das ihre, sie lässt sich nicht zum Zorn reizen, sie rechnet das Böse nicht an,

6 sie freut sich nicht über das Unrecht, sie freut sich mit an der Wahrheit.

7 Sie trägt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie erduldet alles.

8 Die Liebe kommt niemals zu Fall: Prophetische Gaben – sie werden zunichte werden; Zungenreden – sie werden aufhören; Erkenntnis – sie wird zunichte werden.

9 Denn Stückwerk ist unser Erkennen und Stückwerk unser prophetisches Reden.

(1. Korinther 13,4–9, Neue Zürcher Bibel)

1. Als Menschen sind wir Geschöpfe Gottes mit Begrenzungen und Möglichkeiten. So ist unsere Erkenntnis immer Stückwerk: Sie ist subjektiv, partikular, von unseren biographischen Erfahrungen und unseren individuellen Voraussetzungen geprägt.

Wo wir unsere eigene bruchstückhafte Erkenntnis – egal welcher Art – über diejenige unseres Mitmenschen stellen, vergessen wir nicht nur unsere eigenen Begrenzungen, sondern vergehen uns auch gegenüber unserem Mitmenschen als Geschöpf Gottes mit seinen individuellen Voraussetzungen und persönlichen Erfahrungen.

Wir verwerfen deshalb jede falsche Lehre, welche die Begrenzungen ihrer eigenen Geschöpflichkeit vergisst und damit über die Würde des anderen Geschöpfes hinweggeht.

2. Unsere menschliche Erkenntnis ist immer eine vorläufige; sie ist auf Widerspruch und Widerruf hin ausgelegt. So ist für den Apostel Paulus selbst die prophetische Rede als besondere Gestalt der Vermittlung göttlicher Erkenntnis derart, dass sie «zunichte werden» wird.

Wir verwerfen deshalb jede falsche Lehre, welche subjektive, partikuläre menschliche Erkenntnis für absolut erklärt oder in exklusiver Weise Wahrheit (z.B. Bibeltreue) für sich vereinnahmt.

3. Was aber bleibt, das ist die Liebe. Sie hat den langen Atem. Und sie kommt niemals zu Fall. Durch nichts und niemanden. Erst recht nicht durch menschliche Erkenntnis.

Bereits zu biblischen Zeiten gab es Unstimmigkeiten, wie mit gesetzlichen Fragen umgegangen werden soll. Paulus hat in seinen Briefen seinen Umgang damit wiederholt erläutert; demnach sind alle Gesetze im Gebot der Liebe erfüllt: «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.» (Galater 5,14).

Für die Kirche als Leib Christi und als Gemeinschaft derer, die an Jesus Christus glauben, bedeutet dies, dass keine menschliche Erkenntnis – auch keine theologische – über die Liebe selbst gestellt werden darf.

Wir verwerfen deshalb jede falsche Lehre, welche ihre Erkenntnis über diejenige der Liebe Gottes für uns Menschen stellt, wie sich diese in bedingungsloser Weise in Jesus Christus, seiner Person und seiner Botschaft des Evangeliums zeigt.

Diese Kriterien sind auch im Umgang mit der Frage nach der Eheschließung gleichgeschlechtlicher Paare zu berücksichtigen. Ausgehend von einer Maxime der Liebe Gottes darf für die Kirche keine menschliche Erkenntnis – auch keine theologische oder exegetische – je Grund sein, zwei liebenden, mündigen Menschen den Segenszuspruch zu verweigern.

Wenn Menschen bei uns als Kirche nach Gott und dessen Segen fragen, dürfen diese bei uns als Kirche nicht abgewiesen werden.

Ein kategorialer Gedankenfehler

Die Erklärung fusst auf einem offenkundigen Fehler in der Auslegung des Bibelwortes. Der Apostel Paulus hält fest, dass jede Erkenntnis begrenzt ist. Was wir erkennen, ist Stückwerk. Das ist eine Aussage, die den Umfang der Erkenntnis beschreibt, also seine *Quantität*. Die Erklärung macht daraus eine Aussage über die *Qualität*. Unsere Erkenntnis sei «immer»

subjektiv, ... von biografischen Erfahrungen und ...
persönlichen Voraussetzungen geprägt.

Die Logiker nennen einen solchen Argumentationsschritt eine *metabasis eis allo genos*, einen Wechsel von einer Gattung in die andere. Man vergleicht Äpfel mit Tomaten, nein: Kilometer mit Farbtönen. Das widerspricht den elementaren Regeln der Logik. Aussagen über die Quantität dürfen nicht übertragen werden auf solche, die etwas zur Qualität sagen. Sonst verliert das Denken seine innere Stimmigkeit und seinen Bezug zur Wirklichkeit. Statt mit erhellenden Aussagen das Verstehen zu fördern und ein vernunftgeleitetes Tun zu ermöglichen, führen solche Denkfehler zu realitätsfremden Erwartungen und irreführenden Handlungen. Sokrates und sein Schüler Aristoteles waren der Meinung, dass es zu einem grossen Teil solche Vermischungen der Kategorien sind, die dazu dienen, mit Scheinargumenten die Erkenntnis der Wahrheit zu verhindern.

Paulus schreibt: Jede richtige Erkenntnis ist begrenzt und stösst auf andere, ebenso richtige Erkenntnisse. Aber sie ist – in dieser Begrenztheit! – richtig! Oft lassen sich Zusammenstösse unterschiedlicher richtiger Erkenntnisse nicht überwinden. (Man denke an die physikalische Erkenntnis, nach der das Licht aus Wellen, und an die ihr zunächst widersprechende Erkenntnis, dass es aus Partikeln besteht.) Solche Widersprüche ändern nichts daran, dass es wahre, nicht bloss subjektiv gültige Erkenntnisse sind, die ein Mensch erlangen kann. Jeder gutwillige Mensch kann sich selber überzeugen, ob die partikulare Erkenntnis, die ein Mensch gewonnen hat, sich innerhalb der Grenzen, die sie benennt, nachvollziehen und bestätigen lässt. (Ein Physiker würde sich lächerlich machen, wenn er einem anderen zugestehen würde, seine Erkenntnis sei für ihn persönlich gewiss richtig und respektabel, er aber habe durch seinen biografischen Zugang eine andere Sicht gewonnen.)

Der römische Rhetoriker und Logiker Quintilian rechnet damit, dass Menschen solche Gedankenfehler begehen und an ihnen festhalten, auch wenn man sie darauf hinweist. Denn es geschieht immer wieder, dass Menschen sich einer offenkundigen Erkenntnis verweigern. Stur behaupten sie, die Gegenargumente seien nicht stichhaltig, es sei nicht evident, was die Gegenseite darlegt. Eine solche Verweigerung hat ihren Grund aber nicht darin, dass diese Menschen die Erkenntnis nicht nachvollziehen *können*, sondern darin, dass sie das nicht *wollen*. Die Erkenntnis widerspricht ihren persönlichen oder ihren weltanschaulichen Interessen. Deshalb führen sie Gegenargumente ins Feld, die nichts mit der Sache zu tun haben, verhindern eine faktenbezogene Diskussion und bedienen sich gerne der Strategie, von einer Kategorie in die andere zu wechseln. Der Schwall solcher verwirrender Scheinargumente dient nicht der ernsthaften Wahrheitsfindung, sondern der Propaganda. Die wortreichen Einwände sollen verhindern, dass ein Mensch sich einer Erkenntnis beugen muss, die seinen Anliegen widerspricht.

Fundamentalistischer Biblizismus: Verzicht auf den Kontext

Die Erklärung der 400 bezieht sich biblizistisch direkt auf ein einziges, aus seinem Kontext losgelöstes Bibelwort. Sie verabsolutiert dieses eine Wort so, dass es allem widerspricht, was sich aus seinem Zusammenhang ergibt. Jeder Bibelleser kann sich mühelos davon überzeugen: Die Aussage, jede Erkenntnis sei nur ein Stückwerk, hindert den Apostel Paulus selber keineswegs daran, für sich wahre Erkenntnisse in Anspruch zu nehmen und anderen Menschen ein rechtes Erkennen abzusprechen. Im Gegenteil: Im Korintherbrief nimmt Paulus mit krassen Worten für sich in Anspruch, dass er beurteilen kann, und dass auch die Gemeindeglieder beurteilen müssen, welche Erkenntnisse wahr, welche eingebildet und welche irreführend und verderblich sind. Wer zum Beispiel ein anderes Verständnis von der Auferstehung hat als das, was Paulus gepredigt hat, sei umsonst gläubig geworden, schreibt er (1. Korinther 15,2).

Die Erklärung der 400 müsste also begründen, mit welchem Recht sie die eine Aussage des Apostels pauschalisiert und zum Fundament aller rechten Erkenntnis erhebt, und weshalb sie andere Aussagen in demselben Brief beiseiteschiebt. Das tut sie nicht ansatzweise. Sie lebt vom Verzicht

auf jede exegetische Arbeit und macht aus dem Bibelwort – formal genau gleich wie die fundamentalistische Bibelauslegung, nur mit inhaltlich anderen Präferenzen – eine Ansammlung von Satzwahrheiten, aus der man diejenige herausgreift, die dem eigenen Interesse dient.

So dient die historisch-kritische Bibellektüre nur dem, was vielleicht schon immer das innerste Anliegen ihrer Verfechter war: Sie ist kein Mittel, um positive Erkenntnisse zu gewinnen, sondern bietet das Schlagwort, mit dem die Bibel insgesamt auf historische Distanz gebracht wird. Die Hermeneutik, die Lehre vom Verstehen, reduziert sich zu einem Rundumschlag: Die Alten haben in längst vergangenen Zeiten gelebt, und wir Heutigen wissen es besser. Wir lesen aus der Bibel noch das heraus, was uns als zeitlos gültig und hilfreich erscheint.

Das Bibelwort als Dekor

Die Erklärung der 400 dokumentiert dieses Besserwissen auf beklemmende Weise. Sie stellt sich unter das schöne Wort des Apostels vom langen Atem der Liebe. Von dieser Liebe ist dann aber in der ganzen Erklärung nichts zu lesen. Die präzisen, klangvoll schön geformten Worte des Apostels spielen im Text keine Rolle. Sie dienen nur als Dekoration am Eingang. Nur gerade für die Aussage, jede Erkenntnis sei subjektiv geprägt, dient das Lob der Liebe als Sprungbrett (wobei, wie dargelegt, das Bibelwort zum Sprung von der effektiven Aussage weg in ein anderes Anliegen verhelfen muss). Davon, dass die Liebe nichts Rechthaberisches an sich hat, nichts von einem fanatischen Eifer weiss, das Böse nicht anrechnet, den Mund nicht zu voll nimmt und Menschen mit grossen Defiziten geduldig erträgt – von diesen primär negativen Aussagen des Apostels findet sich in der Erklärung nichts. Vor allem aber hat die Erklärung kein Interesse an dem Wort, dass sich die Liebe mit der Wahrheit freut. Denn mit dieser Formulierung ist ja gesagt, dass die Liebe, von der Paulus schreibt, durchaus den Anspruch erhebt, dass sie die Wahrheit zu erkennen vermag – und sich darüber freut. Wie sonst sollte sich die Liebe an der Wahrheit freuen, wenn sie wüsste, dass es sich dabei nicht um die Wahrheit, sondern nur um subjektiv geprägte Wahrnehmungen handelt? Paulus präzisiert später, dass es nur Erkenntnisfragmente sind, die ein Mensch zu fassen vermag. Das aber ändert nichts daran, dass die Liebe sich an beidem freut: An der Erkenntnis,

dass es nur Stücke sind, die wir Sterblichen erkennen, aber auch an diesen Stücken selber!

Von all dem findet sich in der Erklärung auch nicht ein ferner Nachklang. Vielmehr missbraucht sie das Pauluswort als eine schicke Fussmatte an ihrem Eingang: «Willkommen unter den Liebenden, die wissen, dass jede Erkenntnis relativ ist!» Polemisch sucht die Erklärung das Ihre und schwingt eifrig die Moralknüppele. Ihren Gegnern spricht sie jeden Verstand und jeden guten Willen ab, und belehrt die Öffentlichkeit, dass sie selber ein unvergleichlich viel höher stehendes Verständnis vom Verstehen hat. Ganz offenkundig fehlt es den Verfassern an jedem Respekt vor dem Apostel Paulus und seiner Denkkraft und seinem Sprachvermögen. Sie haben es nicht nötig, von ihm zu lernen. Was er genau schreibt, haben sie nicht wirklich gelesen und kaum mehr als eine halbe Stunde lang darüber nachgedacht. Sie sind weit davon entfernt, ihre eigenen Formulierungen in eine möglichst grosse Übereinstimmung mit dem Aussagewillen des Apostels zu bringen. Ihrer Erklärung fehlt, was Paulus als die wunderbare Qualität der Liebe und ihres langen Atems lobt.

Anders gesagt: Die Liebe, von der Paulus schreibt, verfasst keine Erklärungen wie die hier vorgelegte. Denn diese Erklärung ist schludrig gearbeitet, ohne Geduld und ohne Freude an der Sprachkraft und der Gedankenschärfe des Apostels. Nur zum Schein bezieht sie sich auf dessen Text. Die Liebe, der Paulus das Lob singt, hat den langen Atem, sich um die Ansichten der Gegner zu kümmern und diese besser zu verstehen, als sie es selber tun. Das beweist Paulus mit den manchmal überscharfen, dann wieder ironisch schillernden Formulierungen in seinen Briefen. Und die Liebe hat den langen Atem, sich mit Sorgfalt in die Nuancen und die vielschichtigen Begriffsbildungen zu vertiefen, wie das Paulus tut, wenn er sich auf die mosaischen Schriften, auf die Psalmen oder die Propheten seines Volkes bezieht. Nur so bringt der Apostel seine Aussagen zum Klingen, wie er das tut.

Gesinnungsethik

Der Soziologe Max Weber hat dem modernen Denken eine hilfreiche Klärung mitgegeben. Er unterscheidet zwischen der Gesinnungsethik und der Verantwortungsethik. Es gibt Menschen, die in ihrem Tun und Lassen nur

ihrem Gewissen folgen. So wie es ihrer Gesinnung entspricht, auf Grund von vorgefassten Prinzipien und Normen verweigern sie bestimmte Handlungen oder engagieren sich für ihre Überzeugungen, ohne sich darum zu kümmern, was das für Konsequenzen hat für sie und für andere. Der konsequente Pazifist zum Beispiel wird nicht Soldat, sondern duldet es lieber, dass sein Land von einer feindlichen Armee besetzt wird. Andere Menschen wollen so handeln, dass sich die Konsequenzen verantworten lassen. Sie versuchen abzuwägen, welche Folgen welches Handeln hat, und nehmen Stellung für das, was nach ihrer Einschätzung für möglichst viele Menschen möglichst gute Folgen hat, auch wenn sie das zu Kompromissen oder sogar zu schuldhaften Massnahmen zwingt.

Die Erklärung der 400 Theologinnen und Theologen ist ein Paradebeispiel für eine rein gesinnungsethische Argumentation. Sie folgt einer «Maxime», also einem Grundsatz, der allgemein alle Gedanken und Taten leiten soll, ganz abgesehen davon, was sich daraus ergibt. Das Votum für die Liebe gilt pauschal und absolut.

Damit gerät die Erklärung in das Zwielficht, in das die Gesinnungsethik zu allen Zeiten geraten ist. Denn diese Ethik stellt ihre Vertreter zunächst in ein helles Licht: Ein von seiner Gesinnung bewegter Mensch vertritt nur das, was sich aus seinen unbezweifelbar guten Motiven ergibt. Er will nichts anderes als das maximal Beste. So kann er sein Recht in seinen guten Absichten finden und sich sicher fühlen, dass er in das Unrecht der Welt nicht involviert ist. Daraus ergibt sich der dunkle Schatten, der sich über das gesinnungsethische Verhalten legt: Die Gesinnungsethiker weigern sich, sich die Hände schmutzig zu machen. Sie wollen nichts zu tun haben mit den unsauberen Kämpfen der Welt. Sie wirken auf Aussenstehende deshalb selbstgerecht.

Auch die Erklärung der 400 gerät in diesen Geruch einer moralintriebenden Selbstgerechtigkeit. Die Unterzeichnenden scheinen sich zweifellos sicher zu sein, dass sie auf der Seite der Liebe Gottes stehen, und denunzieren ihre Gegner, sie hätten sich in einer moralisch verwerflichen Weise angemast, der Liebe Gottes Grenzen zu setzen.

«Allein die Liebe»:

Die bürgerliche Zweisamkeit als das Mass des Christlichen

Die Erklärung macht es sich bequem. Sie zieht sich zurück in eine einfache Erkenntnis, die sie absolut setzt. Kein Mensch kann etwas allgemein Gültiges von Gott erkennen, behauptet sie – und macht sich selber im Namen des von ihr nicht erkannten Gottes zum Gesetzgeber für die Kirche. Wörtlich heisst es:

Für die Kirche darf «keine menschliche Erkenntnis – auch keine theologische oder exegetische – je Grund sein, zwei liebenden, mündigen Menschen den Segenzuspruch zu verweigern.»

Das Verbot lautet also: Zwei Liebenden darf die Kirche den Segen nicht verweigern. Wer sagt das? So absolut? Und woher weiss «die Kirche», dass zwei Menschen tatsächlich Liebende sind? Und woher weiss sie, dass diejenigen, die einen Segenzuspruch verweigern, ganz sicher keine Liebenden sind?

Das alles sagt die Erklärung nicht. Sie redet von der Liebe ganz allgemein, ganz abstrakt und inhaltslos – als bestehe die Liebe aus Gefühlen und Absichten, die sich ohne weiteres erkennen und in ihrer Tragkraft und Wahrhaftigkeit richtig einschätzen liessen. Sie redet, als ob unter uns Menschen nie ein Marquis de Sade, ein Josef Mengele oder ein Charles Manson und unzählig viele andere gelebt hätten: Menschen, die sich selber und ihre Umwelt getäuscht haben mit feingeistig motivierten und blutig brutalen Ausformungen dessen, was sie als Liebe erachtet haben. Gewiss: Solche Extreme sind weit weg von dem Alltag, mit dem Pfarrer und Pfarrerrinnen in der Regel zu tun haben. Doch es gibt sie. Sie signalisieren, wie naiv es ist, von der Liebe zu reden, als sei sie etwas, das man ohne weiteres erkennen und von täuschenden Zerrbildern frei halten kann.

Wer Eheleute begleitet, deren Liebe sich in den Wunsch verkehrt, sich gegenseitig zu demütigen und zu verletzen, weiss, dass schon im Alltäglichen die Liebe nichts harmlos zu Fassendes ist. Wohl jeder Pfarrer trifft auf Menschen, die von einer neuen Liebe ergriffen worden sind und die deshalb ihre Ehepartner und Kinder verlassen haben und nun möchten, dass er ihre neue Partnerschaft segnet. Muss er das ohne weiteres tun? Denn nach allem, was sich von aussen sehen lässt, sind es ja zwei liebende,

mündige Menschen, die von Liebe erfüllt den Segen für ihren Auf- und Ausbruch möchten. Muss der Pfarrer ihnen diesen Segen auf ihr blosses Verlangen hin erteilen? Oder hat er im Namen Gottes das Recht, sogar die Pflicht, zurückzufragen und an das zu erinnern, was der Bruch des Eheversprechens womöglich an ungunen, lange noch nachwirkenden Folgen hat für die Verlassenen?

Philosophen wie Denis de Rougemont und Dichter wie Bob Dylan umkreisen deshalb die «Verwechslungen der Liebe». Die Liebe bittet, fleht und verspricht – und bewirkt dabei Ungutes: «She meant to do me harm». Von solchen Versuchungen, die von der Tempelprostitution bis zu den neusten gnostischen Sekten die Menschen umworben haben, ahnt die Erklärung offenbar nichts. Sie vertraut auf die Liebe, als sei diese etwas so kindlich Reines, was sie es auch im bestgeführten Kindergarten nicht ist.

Man weiss nicht: Ist es naiv, gedankenlos oder berechnend? Jedenfalls spricht die Erklärung erst ganz am Schluss, um was es ihr geht: Die «Eheschliessung gleichgeschlechtlicher Paare». Diese Eheschliessung definiert sie als etwas, das «zwei liebende, mündige Menschen» wollen. Was genau das ist, sagt sie nicht. Unterzeichnende haben an anderer Stelle präzisiert: Es sei der Wille zu einer lebenslang verpflichtenden Verbindung gemeint. Eine solche Definition zeigt, wie der vermeintliche Gewinn an Menschenfreundlichkeit einhergeht mit einem gewaltigen Verlust. Denn Jesus hat sich den Menschen zugewandt, abgesehen davon, ob sie fähig waren, mit einer mündigen Liebe moralischen Massstäben zu entsprechen oder nicht. Im Gegensatz dazu bringt die Erklärung eine Vorbedingung für den Empfang des göttlichen Segens ins Spiel: Wer mündig lieben will – und kann, der hat den Segen Gottes verdient. Andere nicht?

Entspricht es der überfliessenden Liebe Jesu nicht weit mehr, wenn all die vielen, denen das Glück (und die Last) einer lebenslang tragfähigen Familiengemeinschaft nicht zu Teil wird, umfassen bleiben von der Fürbitte der Kirche? Diese Fürbitte gilt seit jeher besonders denen, die an den Vorschriften des Gesetzes schuldig geworden sind und die Gnade Gottes noch offensichtlicher nötig haben als die anderen, die mit einer pflichtbewussten Lebensführung scheinbar ganz im Einklang mit dem Schöpferwillen Gottes stehen. Es verunklärt die Botschaft des Evangeliums, wenn einige wenige in die bürgerliche Lebensordnung eingegliedert werden und

deshalb von einem Repräsentanten der Kirche den Segen Gottes empfangen, und die vielen anderen dann umso härter als Ausgestossene erscheinen.

Wer die Menschen zu sehen und zu verstehen versucht, wie sie sind, konstatiert bald einmal, wie wenig er versteht, und wie rasch er sich täuschen lässt. Es ist niemals möglich, zweifelsfrei festzustellen, dass Menschen sich verbinden wollen auf Grund einer mündig freien Liebe. Auch bei scheinbar nur glücklichen Brautpaaren nicht. Wer hinter die Kulissen blickt, entdeckt überall Fragwürdiges. Immer gibt es Anzeichen, die den Verdacht erwecken, dass sich hinter der Fassade einer strahlenden Zuneigung auch manipulative und missbräuchliche Absichten verbergen. Nur wer sich gutgläubig nach dem äusseren Schein ausrichtet oder sich anmasst, er könnte in das Innerste der Menschen schauen, wird den Anspruch erheben, er könne zuverlässig feststellen, dass es tatsächlich zwei liebende, mündige Menschen sind, die den Segenszuspruch der Kirche wünschen.

Deshalb sei ganz elementar daran erinnert: Die Grundlage für eine kirchliche Hochzeitsfeier war noch nie die Liebe der Menschen. Anlass dazu, Menschen zu segnen, gibt nicht eine Qualität, die ein kirchlicher Amtsträger diesen Menschen zuerkennt. Die Grundlage für jeden Gottesdienst kann nur das Wort Gottes sein. Im Fall eines Hochzeitsgottesdienstes war und ist dies das Wort Jesu, mit dem er bestätigt, dass es Gott ist, der zwei Menschen zu einem Fleisch vereint, weil es im Buch Mose heisst: «Am Anfang hat er sie gemacht als Mann und Frau» (Markus 10,2-9).

Von der Kirche zum religiösen Dienstleistungsbetrieb

Die Erklärung der 400 Pfarrer und Theologinnen birgt in sich eine radikale Absage an jede Form von Amtskirche und an die theologische Professionalität. Wäre die Argumentation der Erklärung stimmig, könnte es vernünftigerweise keine Pfarrer und keine Theologinnen mehr geben, sondern nur Entertainer, die ihre Rolle spielen, so wie die Menschen das wünschen.

Wenn die mündige Liebe die Grundlage für den Segen der Kirche wäre, könnte es nur zwei Möglichkeiten geben: Entweder würde sich dieser Segen reduzieren auf einen rein formalen Vollzug, der auf Bestellung allen erteilt wird, die das wünschen. Er wäre ein magisches Angebot. Oder es müsste jedem Einzelnen überlassen sein, sich auf eigenes Risiko hin in aller

Freiheit selber zu segnen, so wie er das wünscht. Das ist denn auch der Weg, den die meisten Zeitgenossen wählen: Sie reduzieren das Religiöse auf das wenige, das sie selber überblicken und das ihnen im Moment wohl tut.

Weshalb sollten Theologen und Pfarrerinnen eine irgendwie massgebende Rolle spielen, wenn sie doch (wie alle anderen) nur über individuell geprägte Erkenntnisse verfügen? Weshalb sollen nur akademisch ausgebildete Theologen taufen und der Abendmahlsfeier vorstehen? Wenn doch kein Mensch seine Erkenntnisse über die der anderen stellen soll? Warum sollen junge Menschen ihre kostbare Zeit dafür hergeben, damit ein Berufstheologe sie einführt in das, was doch nur seine persönliche Erkenntnis ist? Wäre es nicht sinnvoller, dass die Jugendlichen sich mit Hilfe eines Smartphones austauschen mit anderen Jugendlichen irgendwo auf der Welt, so dass sie angeregt werden von dem, was Gleichaltrige mit oder ohne Gott erleben?

Wäre jede Gotteserkenntnis subjektiv in dem pauschalen Sinn, wie das die 400 mit ihrer Unterschrift behaupten, hätte weder die Amtskirche ein Recht noch die theologische Wissenschaft eine legitime Funktion. Mit ihrer Unterschrift deklarieren die Pfarrerinnen und Pfarrer also, dass es sie genau genommen nicht braucht. Die Theologen und Theologinnen erklären, dass ihr theologisches Berufswissen ohne Bedeutung ist. Denn sie sollen ja nur segnen, was andere als segnungswürdig definieren. Von ihnen ist nichts anderes gefordert, als dass sie mit wohlklingenden Worten bestätigen, was jeder für sich selber ausmachen muss.

Die meisten Zeitgenossen haben realisiert, dass die Kirchen von diesem innersten Widerspruch gezeichnet sind. Sie verzichten deshalb auf den Dienst einer Amtskirche, die nicht zu sagen weiss, weshalb es ihre Ämter braucht.

Kirchenkämpferisches Pathos

Das Bekenntnis zur Begrenztheit der eigenen Erkenntnis steht in einem eigenartigen Kontrast zum Pathos, mit dem die 400 sich gegen die Erklärung der 200 wenden. Feierlich imitieren sie die Barmer Theologische Erklärung, mit der sich einst die evangelischen Kirchen von den theologischen Handlangern Hitlers abzugrenzen versuchten. So steigern sie die

Dramatik weit über das hinaus, was die Erklärung der 200 mit ihrem Wortlaut vorgibt. Es ist, als müsste sich eine Amtsgewalt äusserlich aufbauen, weil sie innerlich leer ist. Eine theologische Professionalität verbreitet den Schein, dass sie unantastbar sei – weil ihr einziges Kriterium das ist, dass es kein Kriterium gibt, das es möglich und nötig macht, sich kritischen Fragen zu stellen.

Bezeichnend ist: Die Erklärung formuliert kein positives Bekenntnis. Ihre bejahenden Sätze belehren ihre Leser über das Wesen der Erkenntnis. Daraus folgert die Erklärung ihre Verwerfungsurteile. Diese sind im Vergleich zur Barmer Theologischen Erklärungen ins Pauschale geweitet. Wo Barmen nach je sechs definierenden Sätzen sich sechs Mal präzise gegen «die falsche Lehre» wandte, die dann ebenso präzise umschrieben wurde, verwirft die Erklärung der 400 gleich «jede falsche Lehre». Drei Mal werden solche falschen Lehren beschworen: Sie vergessen, heisst es, sie gehen hinweg, sie erklären für absolut, sie vereinnahmen und sie stellen ihre Erkenntnis über diejenige der Liebe Gottes. Diese pathetischen Verwerfungen münden dann eigenartigerweise in die akademisch abgedämpfte Ansage, dass «diese Kriterien» «zu berücksichtigen» seien.

Verwirrt möchte man wissen: Welche Kriterien? Positiv ist nur von der Liebe die Rede, für die ausdrücklich keine Normen ausformuliert werden. Die Definition der Kirche als der Leib Christi erinnert nur daran, dass es schon immer Unstimmigkeiten gab. Kriterien sind das nicht. Die Erklärung wechselt nicht nur von einer Kategorie in die andere. Sie gleitet von Aussagen über die Methode zu solchen über Inhalte, die sie nicht weiter benennt, und verstösst auch damit gegen die elementaren Regeln gedanklicher Kohärenz.

Die einzig richtige Erkenntnis

So intensiv man sie auch lesen mag: Die Erklärung bietet keine Argumente, die nachhaltig überzeugen. Sie lebt von der Empörung darüber, dass es jemand wagt, wahre Erkenntnisse für sich in Anspruch zu nehmen und sie anderen abzusprechen. Dadurch verstrickt sich die Erklärung in einen eklatanten Widerspruch, den ihre Verfasser offenbar gar nicht bemerken: Mit hohem Pathos nimmt die Erklärung für sich selber die einzig richtige Erkenntnis in Anspruch und verwirft jede andere Meinung. Während die

Erklärung der 200, gegen die sie sich wendet, ihre zentrale Aussage mit einem relativierenden «für uns» als eine parteiliche Überzeugung deklariert, formuliert die Erklärung der 400 kein solches Bekenntnis zur Subjektivität ihrer Grundannahme. Im Gegenteil beansprucht sie für ihre Definition der wahren Erkenntnis ein allumfassendes, absolutes Recht. Sie verwirft jede Lehre, die das Recht einer anderen in Zweifel zieht, und will nur Meinungen erlauben, die sich einfügen in ihre pauschale Relativierung jeder Erkenntnis. Anders gesagt: Für die Erklärung ist ihre zentralste Aussage keine Meinung, die man in Frage stellen darf, sondern ein Dogma, dem sich jeder Gläubige unterwerfen muss. Das Bekenntnis zur Relativität aller Einsichten gilt absolut. Niemand darf anderen das Recht ihrer anderen Bibelauslegung absprechen. Wer das tut, den trifft der Bann der Rechtgeleiteten. Es geschieht ihm recht, wenn er ausgemerzt wird aus dem Leib Christi. Denn nur wahrhaft Liebende sollen an diesem Leib Anteil haben. Im Namen der Liebe, die niemanden verurteilt, werden Menschen verurteilt und ausgestossen.

Es ist eigenartig, dass den Verfassern dieser Selbstwiderspruch nicht aufzufallen scheint und sie nicht beunruhigt. Der Fisch spürt das Wasser nicht, in dem er schwimmt. Kein Wort streift die Ahnung, dass die überklare Absage an die Andersdenkenden als ein grelles Scheinwerferlicht auf die Verfasser der Erklärung zurückfallen könnte.

Der Anspruch der Macht

Die Erklärung nimmt für sich eine Erkenntnis in Anspruch, die in sich unstimmig ist und darum keine innerlich überzeugende Kraft entwickelt. Umso massiver erhebt sie den Anspruch der Macht. Schon Machiavelli, der Theoretiker des modernen politischen Denkens, beschreibt diesen inneren Zusammenhang: Wenn man nicht Recht hat, liegt alles daran, Recht zu bekommen. Nicht das Sein ist entscheidend, sondern der Schein.

Die letzten beiden Jahrhunderte haben auf schreckliche Weise gezeigt, dass diese Strategie ins Skrupellose gesteigert wird, wenn Menschen sich im Besitz einer idealistischen Wahrheit wähnen. Wenn Menschen überzeugt sind davon, dass sie die wahre Idee haben und dass alle Menschen glücklich würden, wenn sie sich nur ihrer Erkenntnis unterwerfen würden (statt an altüberlieferten Vorurteilen festzuhalten), dann sind diese Idea-

listen bereit, die Vertreter der etablierten Ordnung beiseite zu räumen. Ohne Selbstzweifel haben die Ideologen des 20. Jahrhunderts die institutionelle Kontrolle der Macht ausgehebelt, haben begründete Gegenargumente mit propagandistischen Vereinfachungen lächerlich gemacht – und am Ende die Menschen, die ihren Idealen im Weg standen, auch physisch ausgerottet.

Gott sei Dank sind die Kirchen in unseren westlichen Ländern eingebunden in eine liberale Rechtsordnung, die der Macht der kirchlichen Amtsträger Grenzen setzt. Noch sind die Kirchgemeinden frei, auch Pfarrerrinnen und Pfarrer zu wählen, die ein anderes Verständnis von Wahrheit vertreten als dasjenige, das in der Erklärung der 400 als das einzig legitime propagiert wird. Doch es wäre dumm, sich damit zu beruhigen, diese staatliche Rechtsordnung werde dauerhaft sicherstellen, dass sich in den Kirchen kein absolutistischer Herrschaftsanspruch breit macht. Das Gegenteil ist der Fall. Subtile Sprachregelungen, intrigante Postenbesetzungen, scheindemokratische Prozeduren, zentralkirchlich vorgeschriebene Aus- und Weiterbildungsmodule – und manchmal auch krude Drohungen sorgen dafür, dass in den Landeskirchen nur noch Gleichgesinnte miteinander reden.

Entlarvend sind die Facebook-Posts des Erstunterzeichners der Erklärung, Pfarrer Michael Wiesmann. Am 24. November 2019 schrieb er über die Pfarrerrinnen und Pfarrer, welche die Erklärung gegen die «Ehe für alle» unterzeichnet haben:

Diese Haltung ist schädlich. Für uns als Kirche, vor allem als Volkskirche. Damit haben die Urheber*innen gezeigt, warum eine solche Geisteshaltung – wenigstens so geäußert – keinen Platz in unserer Kirche haben darf. Immerhin nicht unter angestellten/bezahlten Amtsträger*innen.

Noch gravierender ist die kaum verhohlene Drohung, die der Hauptverantwortliche für die Aus- und Weiterbildung der Pfarrerrinnen und Pfarrer in den Konkordatskirchen, Thomas Schaufelberger (auch er ein Mitunterzeichner der Erklärung der 400) auf Facebook ausspricht:

Auf Seiten der Reformierten Kirche braucht es nun eine Minimal-toleranz-Diskussion. Dass Leute Geld beziehen und gleichzeitig die Organisation, von der sie es erhalten, gefährden, ist stossend

und wird zunehmend zum Reputationsrisiko. Angesichts der vielen jüngeren Kollegen im Raum der Unterzeichner wird auch nochmals die Frage sein, welche Ausbildungsinstitutionen gewährleisten können, dass das gesamte theologische Spektrum der Reformierten Pfarrpersonen pluralismusfähig bleibt.

Schaufelberger formuliert zunächst den Vorwurf, seine Gegner seien inkonsequent und ihr Verhalten sei darum moralisch verwerflich: Sie beziehen ihren Lohn von einer Institution, der sie schaden, und stellen ein Risiko für das Ansehen dieser Organisation dar. Ganz selbstverständlich nimmt Schaufelberger für sich in Anspruch, dass er die Fähigkeit und das Recht hat, zu beurteilen, wer der Kirche schadet und wer nicht. Sich selber sieht er ohne jeden Selbstzweifel auf der Seite derer, die der Kirche hilfreich sind. Er weiss es besser als der Apostel Paulus. Denn dieser übt sich in Zurückhaltung und bekennt sich dazu, dass es nicht seine Aufgabe und sein Recht sei, sein eigenes Tun zu beurteilen. Erst der Richterspruch Gottes werde offenbar machen, ob er der Kirche genutzt oder geschadet hat (1. Korinther 4,1-5). Eine solche Selbstbeschränkung scheint ausserhalb der Vorstellungskraft eines modernen kirchlichen Verantwortungsträgers zu liegen. Forsch und frei geht er davon aus, dass sich im geschichtlichen Rückblick unmöglich zeigen kann, dass er mit seinem Denken und Tun der Kirche geschadet hat.

Vor allem aber spricht der Facebook-Post verklausuliert, aber doch sehr deutlich die Forderung aus, mit schärferen Vorschriften dafür zu sorgen, dass in den Landeskirchen zukünftig niemand mehr zum Pfarrdienst zugelassen wird, der Kritik an dem programmatisch pluralistischen Wahrheitsverständnis äussert, von dem die Erklärung behauptet, es sei das alternativlos wahre. Diese versteckte Drohung stammt nicht von einem Pfarrer unter vielen hundert anderen. Sie ist ausgesprochen von dem einen, der in einer Schlüsselstellung aussergewöhnlich viel Macht in seinen Händen hat. Schaufelberger nimmt Jahr für Jahr entscheidenden Einfluss auf das, was die angehenden Pfarrerinnen und Pfarrer sich in ihrem Lernvikariat aneignen sollen, und er hat es in der Hand, ihnen das letzte Wegstück ihrer Ausbildung leicht oder schwer oder vielleicht ganz unmöglich zu machen. Seine Wortmeldung auf Facebook weckt den Verdacht, dass er an diesem Schalthebel der Macht vor Einschüchterung und herabsetzenden

Qualifizierungen nicht zurückschreckt. Und dass er seiner selbstsicheren Vorstellung von Erkenntnis auch ihren freien Lauf lässt, wenn er darüber entscheidet, welche Weiterbildungsprogramme offiziell anerkannt werden (und entsprechend Kreditpunkte und finanzielle Zuschüsse erhalten) und welche nicht.

Der Facebook-Post von Thomas Schaufelberger dokumentiert, was hinter den Kulissen schon lange der Fall ist: Die kirchlichen Zentralbehörden stellen sicher, dass in ihren offiziellen Publikationsorganen und in der Aus- und Weiterbildung nur solche Meinungen zu Wort kommen, die der Erklärung der 400 entsprechen. Wer Einblicke hat in das Innenleben der Kirchen und Acht gibt auf ihre Medien, kann das an vielen Beispielen nachverfolgen.

«Ihr werdet wissen»: Die Versuchung

So spiegelt sich in der Erklärung der 400 einmal mehr die Versuchung der Macht. Diese ersteht aus viel unheimlicheren Abgründen als dem, was in den kirchenpolitischen Aufregungen des Tages ans Licht tritt.

«Bist du Gottes Sohn», sagt der Versucher zu Jesus, und fordert ihn dazu auf, seine göttliche Herkunft mit einem Beweis der Macht zu demonstrieren. In dem Wortwechsel, der sich darauf entspinnt, dokumentiert der Versucher, dass er selber durchaus kompetent ist, die Heiligen Schriften so auszulegen, dass sie seine Vorstellungen von einer göttlichen Macht bestätigen: «Er wird seinen Engeln befehlen, dass sie dich auf Händen tragen» (Matthäus 4,1-11). In dieser wohlklingenden Auslegung der Bibelworte regt sich die Urlüge der Schlange im Paradies: Die Menschen werden Gott gleich, wenn sie sich das moralisch höhere Wissen aneignen, das die Schlange Gott andichtet (1. Mose 3,1-5). Es ist das Versprechen, dass sich das Göttliche erlangen lässt nur eben durch das rechte Wissen. Ein solches höheres Wissen beansprucht die Erklärung der 400 für sich in der paradoxen Form, dass sie vorgibt, sie habe das absolute Wissen, dass ein absolutes Wissen nicht zu haben sei.

Die 200, gegen die sich die Erklärung richtet, werden aber (wenn sie ehrlich sind), zugeben, dass auch sie in Versuchung geraten würden, sich über die Vertreter der ihnen entgegengesetzten Schriftauslegung zu erheben und diese aus der Kirche auszuschliessen – wenn sie die Macht

dazu hätten. Nicht weil sie moralisch besser sind oder über ein noch höheres Wissen verfügen, bleiben sie vor dieser Versuchung bewahrt. Sondern nur durch die Tatsache, dass sie im Moment in der Minderheit sind. Wer auch immer Macht hat, gerät unweigerlich in den Sog, diese Macht zu missbrauchen, um sich selber ins Recht und seine Gegner ins Unrecht zu setzen.

«Eine solche Kirche kann man nicht leiten»

Es ist darum ein hoffnungsvolles Zeichen, dass hier oder dort einzelne Verantwortungsträger vernünftige Schlussfolgerungen ziehen aus dem, was sich im Gegeneinander der 200 und der 400 zeigt. Nachdem er in vielen Jahren Erfahrungen gesammelt hat, formuliert der Basler Kirchenratspräsident nun eine unerwartet klare Konsequenz. Eine Kirche, meint er, in der die einen Gemeinden unter der Fahne der «Ehe für alle» marschieren wollen, während das für andere ganz und gar nicht geht, könne man «eigentlich nicht leiten» (Basler Zeitung vom 15.11.19).

Diese Aussage stellt sich der Realität, wie sie sich im Gegeneinander der 400 und der 200 präsentiert. Doch sie verdeckt einen wichtigen Unterschied. Die Erklärung der 400 stellt den Anspruch der Kirchenleitung auf eine viel radikalere Weise infrage als diejenige der 200. Denn die 200 haben sich zwar im Augenblick gegen die Mehrheit der wichtigsten Kirchenrepräsentanten formiert. Doch sie nennen Argumente und Kriterien, von denen sie sich gebunden sehen, insbesondere das Bibelwort, von dem sie meinen, dass es ein bestimmtes Verhalten verbietet. Mit ihnen kann man also grundsätzlich reden. Man kann versuchen, ihnen darzulegen, weshalb ihr Bibelverständnis unzureichend und warum deshalb ein bestimmtes Verhalten legitim sei – und sich die Kirche also in eine bestimmte Richtung bewegen müsse. Die 400 aber bekennen sich dazu, dass jedes Verstehen subjektiv ist und dass es deshalb prinzipiell keine allgemein verbindliche Erkenntnis – und konsequenterweise auch keinen klärenden Austausch darüber geben kann, was sich als eine inhaltlich bindende Erkenntnis festhalten lasse. Deshalb ist es grundsätzlich ausgeschlossen, mit ihnen zu einer mehr als zufälligen Übereinstimmung zu gelangen, in welche Richtung die Kirche zu leiten sei. Mit ihrer Erklärung stellen sich die 400 zwar hinter das aktuelle Anliegen der Kirchenverant-

wortlichen. Doch das ergibt sich nur aus der zufälligen Grosswetterlage des allgemeinen Empfindens. Schon mittelfristig wird sich zeigen, dass die Definition der theologischen Erkenntnis, die von den 400 formuliert wird, dem Anspruch einer Kirchenleitung jede Grundlage entzieht.

Das folgt aus dem Fundamentalsatz, mit der sich die Erklärung feierlich dazu bekennt, dass jede Erkenntnis geprägt ist von biografisch bedingten Fragestellungen und deshalb nur einen begrenzten Geltungsbereich hat. Eine grosse Zahl von kirchlichen Berufsleuten, vielleicht sogar die Mehrheit, scheint überzeugt davon zu sein, dass dies eine sachgerechte Beschreibung aller theologischen Erkenntnis ist. Wenn das aber tatsächlich so der Fall wäre, könnte auch jede Vorstellung von einer rechten Leitung nur in einem relativen Sinn Gültigkeit beanspruchen. Wer die Kirche leiten soll, müsste allen anderen zugestehen, dass sie aus ihrer persönlichen Lebenserfahrung andere Anliegen schöpfen, mit denen sie die Bibelworte befragen, so dass sie mit vollständig berechtigten Gründen von einer Kirchenleitung ganz anderes erwarten als das, was diejenigen zu tun versuchen, denen diese Aufgabe übertragen ist. Wenn jede Erkenntnis partikular ist, kann kein vernünftiger Mensch den Anspruch erheben, die ganze Kirche leiten zu sollen.

Dementsprechend schwankt der Präsident des Schweizerischen Evangelisch-reformierten Kirchenbundes zwischen Aussagen, die im Hinblick auf die «Ehe für alle» einen harten Leitungsanspruch formulieren («es gibt keinen Spielraum») und der ebenso prominent geäusserten Beschwichtigung, dass in der reformierten Kirche unterschiedliche Meinungen ganz selbstverständlich von der Gewissensfreiheit geschützt bleiben – und dass also niemand die Kirche in das richtige Erkennen leiten kann, und dass konsequenterweise erst recht niemand vorgeben kann, in welche Richtung sich die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz bewegen soll. Diese Konsequenz hat der Präsident des Schweizerischen Evangelisch-reformierten Kirchenbundes bislang aber noch nicht gezogen.

Auch aus der nüchternen Feststellung des Basler Kirchenratspräsidenten klingt noch ein letztes Schwanken. Mit dem Wörtlein «eigentlich» nimmt er Bezug auf das idealistische Denken und bringt einen Widerspruch zwischen dem, was die Kirche tatsächlich ist, und dem, was sie ihrem Wesen gemäss sein sollte, ins Spiel.

Deshalb seien an dieser Stelle alle Präsidenten aller evangelischen Kirchenkörperschaften daran erinnert: Die wahre Kirche will sich von keinen Menschen leiten lassen. Diese Aufgabe erfüllt der Heilige Geist. Er leitet die Gläubigen in aller Wahrheit (Johannes 16,13). Und er will sich nicht exklusiv an einzelne Amtsträger binden und will sich von keinen Menschen dauerhaft repräsentieren lassen. Wenn man das mit Begriffen aus der idealistischen Philosophie etwas allzu prinzipiell sagen will, kann man nur festhalten: «Eigentlich», ihrem «Wesen» gemäss, will sich die Kirche nicht von Menschen leiten lassen.

Dementsprechend bekennen sich die evangelischen Kirchen in der Schweiz ganz offen dazu, dass sie keinen Bekenntniszwang kennen und darum erst recht keine Instanz, die sie leiten könnte. Sie ziehen damit die Konsequenz aus ihrer doppelten geschichtlichen Verwurzelung: Zum einen aus der Tatsache, dass sich die Fragen, die mit der sogenannten Aufklärung aufgebrochen sind, nicht in einer allgemein alle überzeugenden Form beantworten liessen. Zum andern aus dem Verständnis der biblischen Botschaft, wie sie die Reformatoren im Protest gegen den Anspruch der römischen Kurie ausformuliert haben. Bis heute erhebt die päpstliche Kurie den Anspruch, sie habe das Recht und die Pflicht, den Heiligen Geist zu vertreten und in seinem Namen die richtigen Urteile über die divergierenden Schriftauslegungen zu fällen. Dagegen protestierten die protestantischen Kirchen mit der zu Recht berühmt gewordenen Formulierung: «Non vi, sed verbo» – nicht durch Gewalt (auch nicht durch strukturelle Gewalt), sondern durch die überzeugende Kraft des Wortes soll der Glaube hervorgerufen werden und den Kirchen ihre Gestalt verleihen. Dementsprechend haben die evangelischen Amtskirchen keine Instanz etabliert, von der sie erwarten, sie könne und müsse die Kirche «leiten».

Ein Geburtstagsgruss an die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz

Es ist deshalb ein starkes Zeichen, und es ist zu hoffen und zu wünschen, dass die Verantwortungsträger dieses Zeichen sehen und sich zu Herzen nehmen: In eben dem Moment, in dem sich die Kantonalkirchen unter einer neuen Verfassung zur «Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz» vereinen, zeigt sich ein tiefer Bruch: Hier die 200, und dort die 400, die

sich zu Wort melden. Und irgendwo zwischen ihnen die vielen anderen. Einige zögern, ob und wie sie Stellung nehmen müssen. Andere fürchten die Konsequenzen. Und gar nicht so wenige haben resigniert und sind nur mehr damit beschäftigt, sich in ihre dritte Lebensphase ausserhalb der Kirche zu retten. Und wieder andere haben noch individuellere Optionen.

Das offenkundige Gegen- und Nebeneinander, das sich in der Geburtsstunde der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz zeigt, eröffnet ihr zwei Optionen. Sie kann, um es mit einem berühmten Wort aus der Bergpredigt zu sagen, den breiten Weg eines «Weiter so» wählen. Oder sie kann innehalten und den schmalen Weg eines bewussten Machtverzichts gehen.

Der breite Weg einer taktischen Toleranz

Die Kirche kann im Sinn der Erklärung der 400 eine inhaltsleere Liebe propagieren, die alle segnet, die das wünschen, und kann darauf spekulieren, dass diese Offenheit ihren Respons findet in der Bereitschaft möglichst vieler Zeitgenossen, mit ihren Steuergeldern weiterhin die Lohnzahlungen an diejenigen zu ermöglichen, die für dieses segnende Handeln bereitstehen. Besonders realistisch scheint eine solche Erwartung nicht. Doch sind sich die Kirchen ja gewohnt, gegen jede Vernunft zu hoffen, und sie haben sich in den letzten Jahrzehnten geübt, solche Hoffnungen zu entwickeln weit über alles hinaus, was geschrieben steht (vgl. 1. Korinther 4,6).

Dieses Profil einer dezidierten Offenheit für alle (ausser für diejenigen, die nicht für alles offen sein wollen) kann die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz weiter schärfen, indem sie alle Kritiker an den Rand und nach und nach ganz aus ihrer Körperschaft drängt. Dabei wird es für sie nützlich sein, diesen Prozess nicht zu forcieren (wie der noch unerfahrene junge Pfarrer Wiesmann und der verärgerte Ausbildungsverantwortliche das anregen). Vielmehr gilt es, auf politisch kluge Weise die Schaffenskraft auch der Kritiker und die Ressourcen ihrer Anhänger zu nutzen, solange sich diese nutzen lassen. Deshalb wird die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz Toleranz üben und gleichzeitig mit zermürbenden Prozeduren dafür sorgen, dass der Einsatz derer, die sich über erkannte Wahrheiten freuen, nicht allzu fröhlich sein kann, und dass keine Erfolge die Herrschaft derjenigen in Frage stellen, die alles auf das Mass ihrer «Minimaltoleranz» reduzieren.

Wenn die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz diesen naheliegenden Weg einschlägt, dürfte sich in ihr ein merkwürdiges Konglomerat von naiver Einsatzbereitschaft und distanzierendem Besserwissen breitmachen, in dem idealistische Weltverbesserer, resignierte Zyniker und hingebungsvolle Schaffer aneinander vorbei reden. Die Verantwortlichen werden sich weiterhin als «Kirchenleitung» titulieren und vor sich selber und vor allen anderen zu kaschieren versuchen, dass dieser Anspruch keiner Realität entspricht. Dadurch machen sie sich am Ende aber nur lächerlich und geraten umso mehr in Gefahr, auf diese Schande mit Verzweiflungstaten zu reagieren. Denn, nochmals: In der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz vertreten mindestens 400 hochqualifizierte Mitarbeiter das Grunddogma, dass jede Erkenntnis subjektiv bedingt sei. Deshalb verunklärt es die Situation, wenn der Basler Kirchenratspräsident sagt, eine solche Kirche könne man «eigentlich» nicht leiten. Man kann sie effektiv nicht leiten. Es liegt nicht nur am «Wesen» der Kirche, dass sie sich nicht leiten lässt. Sondern es liegt auch an den Fakten, die handfest gegeben sind: Wenn die Kirchenglieder sich auf ihre biografisch bedingten Erkenntnisse berufen, kann keine «Kirchenleitung» sie dazu bringen, sich in eine gemeinsame Richtung zu bewegen.

Eine Kirche, die sich zur Relativität aller massgebenden Erkenntnisse bekennt, kann man allenfalls repräsentieren. Man tut dies wahrscheinlich am erfolgreichsten, wenn man sich schmückt mit inhaltsleeren Titeln und sich übt in der Kunst, mit einem möglichst feierlichen Pathos alles und nichts zu sagen.

Der schmale Weg der geduldigen Liebe

Die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz hat aber auch eine andere Option, und für diesen anderen Weg hat sie eine klar zu fassende Verheissung. Sie kann sich im Rahmen dessen bewegen, was Jesus gesagt, getan und gelehrt hat, und kann in dieser Jüngerschaft die Wahrheit erkennen, und diese Wahrheit wird sie frei machen (Johannes 8,31.32).

Dazu muss die Kirche das Zeichen lesen, das ihr nun so offensichtlich mit auf ihren Weg gegeben ist: In ihrer Geburtsstunde hat sich sogleich gezeigt, wie tief gespalten ihre Glieder sind. Dieser Riss tut sich nicht im Hinblick auf belanglose Nebensächlichkeiten auf. Im Gegenteil: Er trennt

im Hinblick auf die alles entscheidende Frage, ob und in welcher Form sich wahre Erkenntnisse gewinnen lassen, und ob und in welcher Gestalt es darum möglich sei, einen Segen im Namen Gottes zu erteilen oder zu verweigern. Wenn die Verantwortungsträger in der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz dieses Zeichen wahrnehmen und sich deshalb nicht nur in einem beiläufigen Nebensatz, sondern offen und konsequent dazu bekennen, dass man diese Kirche nicht leiten kann, dann bietet sich die Chance, dass diese Kirche tatsächlich der Liebe dient, der Paulus das Lob singt.

Diese Liebe hat den langen Atem. Sie will nicht eine Einheit erzwingen, die ihren Grund in etwas anderem hat als dem freien Glauben ihrer Glieder. Sie will nicht damit prahlen, dass ihre Glieder alle verbunden sind durch ein ergebnisoffenes Suchen und Fragen, solange das nur eine leere Floskel ist und niemand dafür den Einsatz seines Lebens leistet. Die Liebe freut sich mit der Wahrheit. Eine Kirche, die dieser Liebe dienen will, muss deshalb das ernsthafte Forschen und Fragen fördern und belohnen, und Erkenntnissen Beachtung schenken, auch wo diese momentanen Interessen widersprechen und zuerst einmal manches noch schwieriger machen.

Die Kirche verwalten

Für die herausragenden Verantwortungsträger heisst das, dass sie neu entdecken dürfen, was für einen schweren, aber durchaus zu realisierenden Auftrag ihnen Jesus gegeben hat. Er hat seinen Jüngern nie gesagt, dass sie seine Kirche leiten sollen. Wohl aber hat er ihnen befohlen, dass sie treu verwalten sollen, was er ihnen zurücklässt, und hat sie mit massiven Worten davor gewarnt, diesen Auftrag auf die leichte Schulter zu nehmen. Doch ohne Furcht, mit einem kindlichen Vertrauen sollen sie ihre Gaben einsetzen und dabei getrost auch manches riskieren (Matthäus 24,45-25,30; vgl. 1. Korinther 4,1-5). Das ist der bescheidene, anspruchsvolle und zugleich überaus ehrenhafte Auftrag, den Jesus den Seinen erteilt.

Für die obersten Verantwortungsträger in der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz heisst das: Sie können und sollen ihren Teil dazu beitragen, dass die Rechtstitel, das ererbte Vertrauen in die Institution, die tradierten Gewohnheiten, die Gebäude und die finanziellen Mittel dem dienen, was Jesus von seinen Jüngern getan und erlitten haben will. Wenn

sie sich beharrlich dieser schweren Aufgabe widmen, tun sie weit mehr, als wenn sie den illusorischen Anspruch erheben, sie könnten die Kirche «leiten».

Die Verantwortungsträger in einer solchen Kirche müssen darauf bedacht sein, dass die vielen, die sich ohne ein eigenes Interesse an ihre Aufgaben hingeben, Respekt erfahren und gefördert werden, und dass die ebenso zahlreichen, die mit aufgeblasenen Projekten viel Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sich am Ende der unerbittlichen Frage stellen müssen, was denn diese Aktivitäten an tatsächlich guter Frucht gebracht haben. So kann sich die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz ganz bewusst zu ihrer Machtlosigkeit bekennen und kann im Gegenzug die Verantwortung der Gemeinden neu ins Bewusstsein heben und energisch daran erinnern, dass sich das kirchliche Leben dort bewähren muss, wo die Liebe kein Abstraktum ist, weil der Nächste tatsächlich nahe ist – manchmal beschwerend, dann wieder beglückend nah.

Dazu gehört, dass die Evangelisch-reformierte Kirche sich offen zu ihrer Einbindung in die moderne liberale Gesetzgebung bekennt. Die evangelischen Kirchen geben ihren Pfarrern und Pfarrerninnen nicht vor, was sie von den Worten der Bibel zu erwarten haben und was nicht. Das Ordinationsgelübde schwört niemanden ein auf ein bestimmtes Verständnis des Gotteswortes. Die evangelischen Kirchen prüfen nur eben das Sachwissen und das Vermögen, auch Andersdenkende akademisch differenziert wahrnehmen zu können. Das soll es möglich machen, unterschiedliche Verständnisse des Bibelwortes auf eine anständige und zutreffende Weise zu kritisieren und für die Kirchenglieder nachvollziehbar aufzuzeigen, weshalb das eine Verständnis in Konkurrenz oder im Widerspruch zu anderen steht – und weshalb also eine Gemeinde sich entscheiden muss für den einen oder den anderen Weg.

Denn an den Gemeinden ist es, zu entscheiden, wen sie mit den Aufgaben der Verkündigung, der Lehre und der Sakramentsverwaltung betrauen und welchem theologischen Verständnis des Bibelwortes sie also auf ihren Kanzeln und in ihren Schulzimmern den Vorrang geben wollen. Nicht ein kurzatmiges Verständnis des langen Atems, den die Liebe Gottes habe, wird von den professionellen Theologen erwartet, sondern viel bescheidener die Fähigkeit, widersprechenden Meinungen mit einer stimmigen Kritik zu begegnen.

Das hat über einige Generationen hin einen äusserlich friedlichen und oft sogar befruchtenden Umgang zwischen den Vertretern unterschiedlicher Grundannahmen möglich gemacht, und diese liberale Tradition gilt es in der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz zu erneuern, so dass auch wieder klärende inhaltliche Auseinandersetzungen möglich werden. Auch gerade in der Kirche, die nun alle reformierten Kirchenglieder umfassen möchte, muss es den Gemeinden überlassen bleiben, welche Pfarrer sie wählen und welchen Erkenntnissen des Bibelwortes sie sich anvertrauen wollen.

So kann die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz ihren Beitrag leisten zu einer neuen Bescheidenheit. Indem sich ihre Beauftragten tatkräftig der Illusion verweigern, dass die Sehnsüchte der Menschen sich stillen und dass ihre Nöte sich überwinden lassen mit einer rechten Erkenntnis und den daraus folgenden richtigen Entscheidungen, können sie den Rahmen bieten für ein Forschen und Fragen, in dem die tiefen Differenzen nicht verwischt, sondern offen ausgesprochen, anständig ausgetragen und geduldig erlitten werden. Voraussetzung dafür ist, dass nicht ein kurzatmiges Verständnis die Freude an der Wahrheit erstickt mit einer schulmeisterlichen Moral, die sich aufbläht, als ob mit ihr das letzte Wort für alle Gutgesinnten gesprochen sei.

Den Zeitgenossen bietet sich dann die Chance, in der Amtskirche dem zu begegnen, was diese verkörpern soll: Nicht eine akademisch veredelte Gestalt des Eigenen, das alle schon kennen, sondern ein fremdes Wort, das von aussen ins Leben eines jeden Menschen dringen will. Gerade wenn sich die Konflikte unter den Amtsträgern offen zeigen dürfen, fordert das alle heraus: Die Kirche steht nicht für ein allseits Akzeptiertes, sondern für eine Botschaft, die heiss umstritten ist, weil sie hinausführt aus allem, was ein Mensch mit seinen eigenen Kräften umfassen und stabilisieren kann. Darum hat keine evangelische Kirche jemals den Anspruch erhoben, dass an ihrem Segen alles gelegen sei und dass man nur innerhalb der Mauern ihrer Amtsgewalt Anteil haben könne am Heil. Im Gegenteil: Wenn Menschen der Amtskirche begegnen, soll ihr Fragen nicht an ein Ende kommen, sondern einen neuen Anfang nehmen. Alle sollen sich verunsichern lassen, alles allzu Sichere soll zerbrechen, damit alle lernen, auf Gott und nicht auf Menschen zu vertrauen (Jeremia 17,5-8; Matthäus 23).

Um das abschliessend mit Bezug auf ein schönes Wort des Berner Liedermachers Mani Matter zu sagen: Wenn sich die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz zu ihrer inneren Gespaltenheit und institutionellen Schwäche bekennt, kann sie zu einem Ort werden, an dem

unsere Egozentrik in Demut ...

d.h. in einen dienenden Mut verwandelt wird.

Zurück zum Glauben und zur Hoffnung

Die Liebe, die den langen Atem hat, fliesst nicht aus einer richtigen Erkenntnis. Sie verdankt sich dem Glauben und der Hoffnung. So hält es Paulus fest in dem Satz, mit dem er sein Lob der Liebe abschliesst. Denn die Erkenntnis bläht auf. Die Liebe aber baut auf (1. Korinther 8,1).

Wenn ein Mensch sich nicht selber rechtfertigen muss durch seine bessere Gesinnung, seine rechte Art des Erkennens oder seine kirchlichen oder politischen Erfolge, weil er darauf vertraut, dass Gott ihn gerechtfertigt hat durch den Tod und die Auferstehung seines Erlösers, dann tun sich ihm die Türen auf zu einer unverkrampften Liebe. Er weiss, dass er in der Hoffnung lebt und noch fern ist von dem Herrn. Er muss darum nicht sich selber und anderen beweisen, dass er im Recht ist. Denn sein Recht wird sich zeigen, wenn das Sterbliche verschlungen wird vom Leben. Das aber wird sichtbar und greifbar erst der Fall sein, wenn Christus sein gerechtes Urteil spricht (2. Korinther 5,1-10). In diesem Glauben und dieser Hoffnung ist es möglich, sich offen dazu zu bekennen, dass man manches Problem nicht lösen und manche Not nicht überwinden kann – und dass auch die «Ehe für alle» nicht viel mehr ist als das Gaukelspiel eines Begriffs, der die Illusion nährt, es sei mit der Deklaration des gleichen Rechts und der Imitation einer Hochzeitsfeier das entscheidende Liebeswerk getan.

Ob die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz auf diesen schmalen Weg einer neuen Bescheidenheit findet? So dass ihre Theologen und ihre Pfarrerinnen sich frei machen können von den allzu bequemen Denkmustern, die in der Erklärung der 400 propagiert werden, und die Kirchenglieder sich hier oder dort wieder freuen dürfen an der Wahrheit? Denn stückweise erkannt, schenkt die Wahrheit auch in den Bedrängnissen unserer Zeit die Klarheit, durch die der Glaube getröstet wird und die Hoffnung fröhlich auflebt!

